

6 Zusammenfassung und Diskussion

Ziel der Arbeit war es, zur Grundlegung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie beizutragen. Nicht alle in der Arbeit vorgenommenen Überlegungen können an dieser Stelle ausführlich reflektiert werden. Doch die wichtigsten Beiträge werden im Folgenden dargestellt: Zunächst zeigt der Schlussteil auf, welchen theoretischen Mehrwert die Kombination zweier unterschiedlicher Theorieperspektiven für eine empirische fundierte Wissenschaftssoziologie der Soziologie bringt. Dann wird auf den methodologischen Gewinn eingegangen, der sich aus einer solchen Perspektive ergibt. Abschließend werden die empirischen Ergebnisse aus Kapitel 5 diskutiert und es wird eine neue Sichtweise auf den „soziologischen Problembär“ angeboten, sprich: eine Reformulierung eines soziologischen Paradigmas.

Diese drei Schlussresümeees lassen sich zusammen, aber auch getrennt voneinander lesen. In Hinblick auf ihre diversen Beiträge zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie zeigen sich gewisse Vorteile wie auch Limitierungen: Die Arbeit hat sowohl einen theoretischen als auch einen methodologischen Anspruch sowie ein empirisches Erkenntnisinteresse. Der Vorteil eines solchen integrativen Ansatzes ist, dass die entwickelten theoretischen Prämissen direkt am empirischen Material umgesetzt und daraufhin reflektiert werden können. Sein Nachteil zeigt sich darin, dass die Arbeit weder als rein theoretische noch als rein empirische zu verstehen ist und manche Aspekte deshalb nur angerissen werden konnten. Die theoretischen Prämissen dienen deshalb als erster Vorschlag für die Formulierung eines Forschungsprogramms einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, das selbstverständlich noch weiterer Ausarbeitung bedarf. Das gilt auch für die empirische Umsetzung: Die Fokussierung auf die deutsche Soziologie erlaubte zwar einerseits die detailreiche Analyse in Bezug auf eine Disziplin im nationalen Rahmen. Andererseits ist es für eine Weiterentwicklung der Erkenntnisse notwendig, die empirische Perspektive zu erweitern. Hier bieten sich drei Vergleichsformen an: erstens ein Vergleich mit den Natur-

wissenschaften, denn gerade in Hinblick auf die Problematiken, die sich aus der doppelten Konstitution der Soziologie ergeben, gilt es zu prüfen, wie und in welcher Form die Naturwissenschaften ihr Verhältnis zu ihrem Gegenstand wie auch zur Gesellschaft selbst gestalten. Zweitens bietet sich ein Vergleich mit anderen Sozialwissenschaften bzw. Geisteswissenschaften an, um das genuin Spezifische der Soziologie bzw. ähnliche Problematiken herauszuarbeiten. Last but not least sollte ein nationaler Vergleich vorgenommen werden, um auszuloten, inwieweit die Fremdbeschreibung der Gesellschaft in der Soziologie je nach nationalem Kontext variiert. All diese Aspekte konnten im Rahmen der vorliegenden Arbeit allenfalls gestreift werden. Wie jede wissenschaftliche Arbeit ist sie in ihrer Reichweite deshalb begrenzt. Sie vermag jedoch neue Fragen aufzuwerfen und Perspektiven zu eröffnen.

6.1 ZWISCHEN RELATIVISMUS UND SELBSTREFERENZIALITÄT: EIN THEORETISCHES RESÜMEE

Entwickelt wurde ein theoretischer Zugang anhand der Ausgangsthese, dass sich die Soziologie durch ein Problem der Grenzziehung zu ihrem Untersuchungsgegenstand auszeichnet, das sich in einer Doppelstruktur der Soziologie äußert. Dieser „soziologische Problembär“, das Verhältnis der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand, wurde bislang meist aus einer wissenschaftsphilosophischen oder -theoretischen Perspektive betrachtet. Auch gibt es zahlreiche Vorhaben, eine Soziologie der Soziologie zu entwickeln, die die Soziologie mit eigenen Mitteln zu untersuchen pflegt. Auf Basis dieser Beobachtungen wurde ein Theoriedefizit einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie ausgemacht. Dass ein solcher Ansatz notwendig ist, dieser Überlegung lag die Annahme zugrunde, dass die Analyse der Soziologie besonderen Herausforderungen ausgesetzt ist, da sie eine doppelte Reflexivität durch den Beobachter/die Beobachterin erfordert. Diese Erkenntnis geht über die These der Doppelstruktur der Soziologie hinaus und wurde im Verlauf auch als doppelte Konstitution der Soziologie markiert, die sich insbesondere in Hinblick auf die theoretischen und methodologischen Bedingungen der Betrachtung der Soziologie selbst äußert. Das erfordert einerseits eine „Innenperspektive“ der Soziologie auf die Soziologie, die sich jedoch nicht von den damit verbundenen epistemologischen Grundannahmen gefangen nehmen lassen darf. Es verlangt deshalb andererseits nach einer Außenperspektive, damit Beobachtende in der Lage sind, in Bezug auf die Soziologie eine Metaposition einzunehmen.

Durch die Verbindung der Systemtheorie und dem Ansatz der boundary work war es möglich, einen Blick auf die Soziologie zu werfen, der dem Problem der Selbstreferenz der Systemtheorie entgeht. Hätten wir ausschließlich mit der Systemtheorie argumentiert, wäre die doppelte Reflexivität einer Beobachterposition nicht eingelöst worden. Obwohl es natürlich eine Illusion ist, die Paradoxie der Selbstreferenz in Hinblick auf die eigene Beobachterposition komplett aufzulösen, war das Ziel dieses Vorgehens, das theoretische Reflexionspotenzial zu erweitern.

Wir haben zudem gesehen, dass durch die Anwendung von soziologischen Theorien auf die Soziologie selbst das Problem entsteht, dass diese in essentialistischer Weise beschreiben, *was* das Problem ist, und nicht, *wie* es konstruiert wird. Das hat jedoch den Nachteil, dass wir nicht in der Lage sind, uns von den epistemologischen Grundannahmen zu distanzieren, die von dem jeweiligen Theorieansatz in Hinblick auf die Soziologie selbst angelegt werden. Genau das wäre für eine Wissenschaftssoziologie der Soziologie jedoch nötig. Entsprechend der Kritik der STS an der soziologischen Perspektive geht es also letztlich um eine Epistemologisierung von deren Annahmen.

Bereits Luhmann hat das Problem erkannt und gefordert, dass sich die Soziologie selbst von den durch das Funktionssystem eingeübten Beschränkungen emanzipiert und eine eigene Sprache für die Beschreibung der Gesellschaft entwickelt. Doch Luhmann hat dem Beobachter selbst einen geringen Stellenwert in der Theoriebildung eingeräumt, vielmehr hat er für eine Beobachtung zweiter Ordnung plädiert. Verbleiben wir jedoch in der uns vorgegebenen Perspektive, so ist es uns nicht möglich, auf eine Beobachtung zweiter Ordnung umzuschalten.

Erst eine weitere Perspektive einzubeziehen, die darauf schaut, *wie* ein Problem konstruiert wird, erlaubt es uns deshalb, eine solche Beobachterhaltung der zweiten Ordnung einzunehmen. Theoretisch ausformuliert wurde dies durch die sozialkonstruktivistische Wissenschaftsforschung, insbesondere durch das Konzept der boundary work.

Dieser Versuch gelang, da es Konvergenzen der beiden Ansätze gibt: Beide thematisieren Grenzen über hermeneutische Sinnkonstruktionen. Dennoch ist der Zugang jeweils ein anderer. Boundary work fragt danach, wie Grenzen auf Basis von Sprache und Ideologien konstruiert werden, und nimmt damit den Akteur und Institutionen und nicht ein System zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen. Damit relativiert sie jedoch auch jegliche Aussagen über die Spezifik eines Gegenstandes oder eines Systems, denn letztlich ist alles eine Frage der rhetorischen Form und der Ideologie.

Das Anliegen dieser Arbeit war, ein Programm der Wissenschaftssoziologie der Soziologie zu entwickeln, ohne in Selbstreferenz oder Relativismus zu verfallen. Der Anspruch ist dabei, dass die These der Doppelstruktur bzw. doppelten Konstitution der Soziologie theoretisch haltbar sein soll und nicht als reine Form der boundary work abgetan werden kann. Wenn man die Perspektive der rhetorischen Grenzarbeit erweitert, ist es dennoch möglich, die systemische Geschlossenheit durch eine Perspektive der Offenheit der Grenzkonstruktionen zu ergänzen.

Denn wie wir wissen, zählt für die Systemtheorie nicht, wer die Selbstbeschreibungen im System anfertigt, weil diese in Form eines generalisierten Kommunikationsmediums, als Publikation, vorliegen. Zudem sind wir aus Sicht der Systemtheorie darauf beschränkt, dass das System Wissenschaft lediglich auf den Codes wahr/unwahr basiert. Obwohl Schimank (2011) den Anspruch hat, den Akteur in die Systemtheorie einzubinden, verbleibt auch er – zwangsläufig – in der epistemologischen Perspektive derselben und qualifiziert den Forschenden als Akteur, der der teilsystemimmanenten Logik folgt und deshalb rein auf die Produktion von Wahrheit aus ist. Andere Motivlagen für Forschung werden von außen, in Form gewisser Leistungen, aufoktroiert. So hätten wir zwar den Akteur in die Systemtheorie geschmuggelt, doch auch diese Perspektive wäre nicht aus den bekannten Denkschemata ausgebrochen.

Das Konzept der boundary work anzuwenden, verschaffte uns den Vorteil, die These der Doppelstruktur der Soziologie zunächst als Ausgangspunkt zu nehmen und als konkretes Handlungsproblem für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aufzufassen, das letztlich wiederum Rückschlüsse auf die Disziplin selbst zulässt. Ansonsten wären wir auf einer Ebene der systemischen Selbstbeschreibungen verblieben, die, wie wir in Kapitel 2.1 gesehen haben, das Grenzproblem der Soziologie begrifflich dichotomisiert und theoretisch objektiviert, also die Sache von der Person trennt. Genau diese Objektivierung galt es zu vermeiden. Denn im Gegensatz zu bestehenden Ansätzen ist der Anspruch bei einer Entwicklung einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, ihre Doppelstruktur als konkretes Handlungsproblem für Wissenschaftler(innen) aufzufassen.

Erinnern wir uns: Semantiken wie auch Rhetoriken sind zunächst auf der Ebene konvergent, dass sie beide als sinnerzeugende Hermeneutiken im Sinn diverser Selbstbeschreibungen gehandhabt wurden. Semantiken sind laut Systemtheorie sinnerzeugend, sie sind selbstreferenziell, komplexitätsreduzierend und systememergent. Als Selbstbeschreibungen erzeugen sie eine Differenz zwischen System und Umwelt. In der Analyse konnten wir durchaus Semantiken erkennen, die Reflexionskonflikten ausgesetzt waren. Zudem ließ sich beobachten,

dass Selbstbeschreibungen theorieaffin und selbstaffirmativ angelegt waren. Obwohl die Selbstbeschreibungen nicht in Schriftform vorlagen, hat sich die Aussage von Kieserling bestätigt, dass die Soziologie, indem sie sich in Hinblick auf ihren Forschungsgegenstand auf bestimmte Weise verhält, auch immer Grenzen zu ihm zieht und ihr Verhältnis zu ihm definiert.

Dennoch zeigen sich hier auch die Grenzen einer solch systemtheoretischen Perspektive und die Vorteile einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie, die versucht, der beschriebenen Selbstreferenz aus dem Weg zu gehen. Soziologische Selbstbeschreibungen sind, ganz im Sinne von Reflexionstheorien, nicht immer auf die Produktion von Wahrheit ausgerichtet, sondern auf die Produktion von Autorität und Identität. Aus der empirischen Perspektive konnten wir sehen, dass unterschiedliche Ebenen der Selbstbeschreibung das Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand und auch zur Disziplin geprägt haben. Hier stellte sich heraus, dass es sich eben nicht nur um Selbstbeschreibungen auf disziplinärer Ebene handelt. Vielmehr sind Selbstbeschreibungen, die auf individueller Ebene anfertigt werden, ebenso relevant, weil sie zwar einerseits Sinnkonstruktionen verdeutlichen, die Forschende in Bezug auf ihre Arbeit vornehmen, die sie jedoch andererseits nicht als Konsens in der Disziplin begreifen. Semantische Konstruktionen wie die vom „Mythenjäger“ zeigen, wie stark individuelle Motivlagen und Ziele für die Arbeit als Soziologe bzw. Soziologin ausschlaggebend waren.

Zudem konnte herausgearbeitet werden, dass Selbstbeschreibungen auf individueller Ebene mit einer starken Unsicherheit verbunden waren, inwieweit sie auch auf die disziplinäre Ebene übertragen werden können. Die Differenzierung zwischen Selbstbeschreibungen auf disziplinärer und individueller Ebene erweist sich deshalb als folgenreich. Sie verdeutlicht, dass Soziolog(inn)en nicht nur das Verhältnis zu ihrem Untersuchungsgegenstand definieren, sondern gleichzeitig auch das Verhältnis zu ihrer Disziplin. Wenn die Soziologie sich also selbst beschreibt, definiert sie nicht nur ihr Verhältnis nach *außen*, sie definiert es auch nach *innen*, weil die Forschenden gleichzeitig bestimmen, wie die Soziologie nach innen auszusehen hat und wo sich die Forschenden in diesem Innen selbst bewegen.

Im Gegensatz zur Annahme Luhmanns, dass Sinn den Selbstbeschreibungen vorausgeht, konnten wir nachweisen, dass wir es mit einer „nachgelagerten“ Semantik zu tun haben. Diese wird aber, entgegen der Annahme von Stäheli, nicht nur vom System selbst, sondern auch von den Akteuren im System produziert: Eine Semantik des „Werturteilsstreits“ hatte in den Interviews eine andere Bedeutung als die historische (in Kapitel 2.1 ausführlich erläutert). Zudem setzten auch die Interviewten eine Semantik des Werturteilsstreits unterschiedlich ein, und zwar zu rhetorischen Zwecken, indem sie ihre Ziele mit einer bedeuten-

den Debatte legitimierten. Deutlich wurde, dass diverse Semantiken nicht, wie von der Systemtheorie behauptet, nebeneinander stehen, sondern dass dieselben Semantiken unterschiedlich eingesetzt werden (im Sinne diverser Reflexionskonflikte von Reflexionseliten).

Es lässt sich resümieren, dass die Zusammenführung zweier theoretischer Perspektiven mehr sein kann als die Summe ihrer Teile. Denn hätten wir ausschließlich die epistemologischen Grundlagen der STS an den Gegenstand angelegt, so wären alle Ergebnisse lediglich rhetorische Verhandlungen einer Einzelfallstudie der Soziologie gewesen. Doch auch diese Erkenntnis würde sich als unbefriedigend erweisen. Denn die theoretische Flughöhe, die hier angestrebt wird, soll ermöglichen, Aussagen über die Soziologie als Disziplin zu treffen und nicht nur über die rhetorischen Arabesken einzelner Forschender. So hat sich zwar gezeigt, dass – wie die STS beschreiben – die Grenzen zwischen Soziologie und ihrem Gegenstand volatil und kontrovers sind. So waren Theoriebezüge in Hinblick auf die Legitimierung bestimmter Selbstbeschreibungen von besonderem rhetorischen Stellenwert. Dennoch wurde argumentiert, dass diese Formen der Legitimierung insbesondere darauf zurückzuführen sind, dass die Soziologie mit ihrem Untersuchungsgegenstand ontologisch verstrickt ist und jegliche Form der Selbstbeschreibung nicht nur als „ideological self description“ gelten kann, sondern fundamental mit dem Verhältnis der Soziologie zum Untersuchungsgegenstand zusammenhängt. Sie entwickelt deshalb nicht nur ein vocabulary of justification, sondern ein vocabulary of epistemic authority. Sie definiert nicht nur ihr Verhältnis zum Untersuchungsgegenstand, sondern – durch ein vocabulary of identity making – auch ihr Verhältnis zur Community.

Ein theoretisches Programm einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie soll also den Anspruch haben, neben dem *Was* auch das *Wie* zu bestimmen und aus eigenen epistemologischen Grenzen auszubrechen. Die doppelte Konstitution der Soziologie beschreibt die Problematik, dass es immer einen blinden Fleck des Beobachtens gibt, dass die Bedingungen der Betrachtung der Soziologie selbst also in Hinblick auf eine doppelte Reflexivität der Soziologie theoretisch und methodologisch reflektiert werden müssen. Im Gegensatz zu anderen teilsoziologischen Zugängen zeichnet sich die Entwicklung eines Forschungsprogramms einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie deshalb dadurch aus, dass sie den Anspruch einer doppelten Reflexivität an die eigene Perspektive stellt.